Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 13 (1951)
Heft: 12

Artikel: Auf der Hochwacht des Schwarzbubenlandes
Autor: Wiggli, Emil
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-861714

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 25.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Auf der Hochwacht des Schwarzbubenlandes

Von Emil Wiggli

Es mögen seitdem etwa 25 Jahre verflossen sein. Auf dem Homberg, dem Verbindungsknoten der beiden Bezirke Thierstein und Dorneck, biegt der Höhenweg von Westen nach Norden. Welch prächtiger Ausblick: Das Birstal mit den zackigen Umrissen der Ruine Pfeffingen, Schloß Angenstein, Dornach mit dem Goetheanum, auf der Kuppe von Gempen der spindeldürre Aussichtsturm, links vorbei das Häusermeer von Basel mit dem silberglänzenden Rheinknie. Darüber der hellgelbe Fleck des Isteinerklotz, rechts im Nebel und Dunst des Sommertages der Schwarzwald und links die Vogesen. Wer stand da und bewunderte mit mir auch das prachtvolle Panorama? Die Hand über den Augen, suchte er in dieser eigenartigen Landschaft vom Blauen über die Landkron zum Feldberg zu lesen. Ueberrascht erkennen wir uns: Dr. Emil Dürr, der Professor für Geschichte an der Universität Basel, hat mit vielen andern Baslern an diesem schönen Sonntag einen Ausflug ins Schwarzbubenland unternommen. «Wie herrlich! Ungestört kann man auf dieser Höhenwanderung von Seewen über den Eigenhof, den Homberg nach Himmelried die prachtvollen Ausblicke ins Birstal, ins Gilgenberger Ländchen und in das Lüsseltal genießen und in diesem offenen Buch von der Vergangenheit und Gegenwart des Schwarzbubenlandes lesen.»

Wir begegnen heute Professor Emil Dürr nicht mehr, wenn wir das «Wachthüttenweglein» hinaufsteigen, wo während dreihundert Jahren in kritischer Zeit eine solothurnische Hochwacht ins ausländische Fürstbistum und ins Elsaß hinuntergeschaut hat. Leider ist unser begeisterter Freund des Schwarzbubenlandes schon vor mehr als einem Dutzend Jahren infolge eines Unfalles plötzlich von uns gegangen. Ehre dem wackeren Bäckerssohn von Olten, der auf der Universität Basel im besten Sinn als Hochwächter der Heimatforschung und geistigen Landesverteidigung erfolgreich tätig gewesen!

Von 1527 bis zum Wienerkongreß von 1815, als das Fürstbistum Basel der Schweiz einverleibt wurde, war der Homberg an der Landesgrenze die Hochwacht des Schwarzbubenlandes. Durch Vereinbarung mit dem Fürstbischof ist 1527 der «Hof Himmelried» mit dem Homberg tatsächlich als letztes Glied in der Kette der territorialen Erwerbungen dem solothurnischen Schwarzbubenlande eingefügt worden. Diese Gemeinde wurde mit dem Berg zum Klammhaken, der Dorneck und Thierstein verbindet. Solothurn hatte allerdings noch weitere Aspirationen: Die Bemühungen, im Birstal, in Laufen,

Pfeffingen, Angenstein, Arlesheim und Pratteln Fuß zu fassen, waren nach der Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossen endgültig gescheitert. Der solothurnische Schultheiß wird an der Bundesfeier am Heinrichstag 1501 mit einem heitern und feuchten Auge dabei gewesen sein; denn mit der Aufnahme Basels in den Bund der Eidgenossen wurde ein für allemal entschieden: Das Birstal wird nicht solothurnisch, das heißt: Leimental und Kleinlützel bleiben abgetrennte Landschaften des Kantons. Die Haupttäler dieser Gegend, die Täler der Birs, Ergolz und Birsig wurden nicht zu pulsierenden solothurnischen Verkehrsadern für Handel, Gewerbe und Industrie. So ist es gekommen, daß in Dornach und Bärschwil die einzigen solothurnischen SBB-Bahnhöfe der Juralinie stehen. Das Solothurner Wappen ist wohl für alle Zeiten auf die steilen Seitentäler der Birs, die Täler der Lüssel, des Ibachs, des Kastel- und Seebaches sowie auf ein Nebental der Ergolz, das Oristal und auf das oberste Birsigtal verbannt. Zur mannigfaltigen Bodengestaltung der engen Täler und stotzigen Berghänge kam die staatspolitische Zerrissenheit der drei Birsvogteien Thierstein, Dorneck und Gilgenberg. Das Schwarzbubenland ist nicht zu einer politischen und wirtschaftlichen Einheit zusammengewachsen; denn die Expansionspolitik Solothurns ist hier auf halbem Wege erstarrt.

Wie verschieden geartet sind die einzelnen Landschaften in Sprache, Lebensart und Wirtschaftsleben, im Leimental, in Dornach und im Dorneckberg. Auch zur Zeit als das Birsigtalbähnchen noch nicht nach Flüeh und Rodersdorf und die sauberen Tramwagen noch nicht vom Aeschenplatz nach Aesch und nach Dornach fuhren, holten sich die Dornecker nicht nur ihre «Meßmögge» — der Bergler, der mehr sperzen muß an den steilen Hängen, sagt «Meßmöcke» — in Basel. Dort verkauften sie seit Jahrhunderten die ersten Kirschen, die Heubirnen und trugen große Ankenballen auf dem Räf nach Basel. Dort dienten ihre Mädchen bei der Frau Merian und der Frau Burckhardt, und die kräftigen Burschen, die nicht in fremde Kriegsdienste zogen, fanden als Spetterknechte guten Verdienst bei den reichen Handelsherren. Schwere Fuhren mit Holz, Baselwälleli, Kartoffeln, Figurensteinen ächzten in aller Herrgottsfrühe im gespenstisch flakkernden Licht der Petrollaternen von «Hobel», Seewen und vom Gebirg den Berg hinunter, um morgens rechtzeitig bei den Herren in der d'Alben-Vorstadt zu sein. Auf dem Heimweg fuhren die Buttenmostfrauen von Hobel auf dem leeren Leiterwagen mit ihren saubern weißen Holzzubern zufrieden mit ihrem Verdienst auch wieder den Berg hinauf.

Basel ist nicht nur «d'Stadt» der Leimentaler, Dornacher und Dorneckberger, auch die abgelegenen Vogteien Thierstein und Gilgenberg hatten

schon vor der Eröffnung der Juralinie den fünf bis sechs Stunden weiten Weg an den Rhein zurückgelegt. Auf den steilen, holperigen Straßen von Nunningen, Beinwil und von Kleinlützel wurden seit Jahrhunderten viele Hundert Klafter Holz nach Basel geführt.

Unsere Eltern und Urgroßeltern haben als Erdbeeribueben und -Meitli von Hobel, Himmelried und vom Gebirg während des Sommers die köstlichen Waldbeeren stundenweit in den Beinwilerbergen gesucht, an der Hohen Winde, in der Mulde im Schelten, im Guldental, im Ebnet sogar. Das Kastel-Nees ging mit einer Gruppe von 10 bis 12 Kindern zwischen 6 und 10 Jahren abends von Himmelried fort über den Meltinger Berg. Nach vier Stunden wurde im Schelten in einem Heuschober übernachtet. Morgens um 3 Uhr ging's dann in die Beerenschläge. Zum harten Brot konnten die Kinder im Erzberg für einen Batzen eine Tasse Milch oder Zieger kaufen. Todmüde kamen die Kinder nach einem Heimweg von fünf bis sechs Stunden über Weiden und Berge mit ihrer Last der gefüllten Krättli, die sie an Tragstöcken trugen, wieder in ihrem Bergdorf an. Nur der lange Peter ließ von der Höhe seine Jauchzer erschallen. Am folgenden Tag trug die große Agnes in einem mächtigen Korb zwei bis drei Dutzend der «Stiefeli» voll schöner Walderdbeeren auf dem Kopf nach Basel. Kerzengerade und sicher wie ein Grenadier schritt sie mit ihrer schweren Last auf dem farbigen Kopfring den Berg hinunter. Beim Wegkreuz in Aesch war nach zwei Stunden der erste Halt. Als die Jurabahn eröffnet war, ging die große Nees die ersten Jahre doch noch zu Fuß ihren fünfstündigen Weg. Der Frühaufsteherin vom Homberg kam der erste Zug viel zu spät in Grellingen an. Da hatte sie von zwei Uhr an bereits mehr als die Hälfte zu Fuß zurückgelegt. Sie konnte etwa auch mit dem «Seidenbot», dem alten Kreuzwirt von Nunningen, auf dem hohen Fuder «go Basel» fahren. Denn die «Bändelheeren» von Basel brachten nämlich schon vor zweihundert Jahren Verdienst auf den Dorneckberg und in die abgelegene Geißvogtei, wie die kleinste Vogtei Gilgenberg etwa auch spaßweise genannt wurde. Die Posamentstühle klapperten in Seewen, Büren und den Dörfern des Bezirks Thierstein für die Seidenherren in Basel, und an den Seidenwindstühlen arbeiteten fleißige Frauen und Töchter und fuhren während Jahrzehnten mit den vollen Spulen auf ihren Wägelchen nach der Station Grellingen hinunter. Und als die Mode nichts mehr anzufangen wußte mit den schönen Haarbändeln, standen auch die Posamentstühle im Schwarzbubenland still. Doch die Schwarzbuben hatten nicht auf fremde Hilfe gewartet, um die absterbende alte Hausindustrie zu ersetzen. Weitblickende Männer hatten schon vor über 50 Jahren begonnen, die Industrien zu gründen, die heute der Bevölkerung Arbeit verschaffen und

den Wohlstand in unsere Dörfer gebracht haben: Arthur Erzer hat die Metallwerke Dornach gegründet, Albert Borer und Oliv Jeker die Isolawerke in Breitenbach, Leo Marti die Brac AG und A. Jeger die Bandfabrik in Breitenbach. Gasser und Stebler hatten in Zullwil, nachdem die Bändelfabrik der Sarasin geschlossen war, die Bürstenfabrik eingeführt, und Pius Stebler hat die Blechwarenfabrikation in Nunningen zur Blüte gebracht. In Kleinlützel entstanden die Pfeifen- und Schloß-Fabriken, und in Bärschwil leitete P. Affolter die Jurasit-Werke. Nicht vergessen wollen wir die Metallwarenfabrik Saner in Büsserach, die Stahlspähnefabrik in Seewen und die Kleiderfabrik in Büren. Aber auch die Industrien des Laufentales, des unteren Birstales, in Basel und in Liestal beschäftigen heute viele Hundert Arbeiter und Arbeiterinnen unserer Dörfer.

Als die letzten Posament- und Tafetwebstühle stillstanden, haben die Baselbieter die Posamenterhilfe durch ihre Gemüsebauaktion auch auf die solothurnischen Gemeinden ausgedehnt. Der Liestaler Staatswagen hat freundnachbarlich das verkäufliche Gemüse und den angebauten Tabak von Seewen und Büren nach Liestal mitgenommen.

Nach dem Vorbild der Baselbieter Zentralstelle für Obstbau wollten die Dorneckberger die vielen Obstbäume auch im Schwarzbubenland verbessern. Es war ihnen 1930 ernst, als der Ruf «Rettet eure Kirschbäume!» ertönte. Gleiches Klima, gleicher Boden, dasselbe große Absatzgebiet in der Stadt Basel, also gemeinsame Zentralstelle für Obstbau, für Baselbiet und Schwarzbubenland, haben die Dorneckberger der Regierung in Solothurn beantragt. Dieser Zusammenschluß mit dem Baselbiet zur gemeinsamen Pflege der Kirschbäume schien Solothurn zu gefährlich. Wer den kleinen Finger hat, möchte vielleicht bald das ganze Schwarzbubenland. Wehret den Anfängen! Und schon im Herbst 1930 hat die *solothurnische* Zentralstelle für Obst- und Gemüsebau in Büren ihre Tätigkeit begonnen.

Die Schwarzbuben machen ihre erste Schulreise in den Zoologischen Garten nach Basel und singen, wenn sie vom Münsterplatz in den Rhein hinunterschauen, «z'Basel uf der Pfalz alle Lüte g'fallts», und wenn die Dornecker eine ersprießliche Sitzung über die Förderung ihres Schulwesens abhalten, treffen sie sich im «Rialto» in Basel. Nicht nur Anschluß an die Ferienordnung von Basel, sondern auch Anschluß an den Lehrplan dieser Stadt! Deshalb hat Dornach die Bezirksschule durch Schaffung einer «Vorklasse» auf die fünfte Klasse ausgebaut. Als die Dornacher aber auf diesem Wege noch weiter gehen und das Französische bereits im fünften Schuljahre einführen wollten, wurde von Solothurn energisch auf den Tisch geklopft: Hie Solothurner Boden, hie solothurnisches Schulgesetz! Ein Schulabkommen

mit der Stadt Basel öffnet den Schwarzbuben die Bildungsstätten der Humanistenstadt am Rhein. Leider fehlt noch das Spitalabkommen.

Die Schwarzbuben schauen nach Basel wie nach einer lieben Mutter, die uns nicht nur mit den Fastnachtsumzügen erfreut und süße Meßmöcken schenkt, sondern wo viele Töchter und Söhne in die Lehre gehen, eine gute Stelle bekleiden oder eine höhere Schule besuchen. Wie das klare Quellwasser aus dem Kaltbrunnen- und Seetal seit Jahrzehnten nach langer Leitung die Basler erfrischt, ist die ständige Abwanderung der überschüssigen Jungen aus den Höhen und Krächen des Schwarzbubenlandes eine gesunde Blutauffrischung der schönen Stadt am Rhein. Und aus jeder Familie vom Gempenturm bis ins Beinwil wohnt ums Münster oder um den Petersplatz irgendwo eine Base oder ein Götti, die an Sonntagen auch wieder auf Besuch kommen oder in ihrer Jugendheimat ihre Wanderungen machen bis auf den Paßwang hinauf. Solothurn hat das Schwarzbubenland durch Kauf und schlaue politische Schachzüge erworben. Basel hat aber seine schönen Landschaften mit Begeisterung entdeckt. Schon vor zweihundert Jahren ist der Basler Emmanuel Büchel wie unser lieber Professor Emil Dürr über die Höhen unseres Ländchens gewandert und hat seine Bilder gezeichnet vom Kloster Mariastein, von Dornach, vom Gilgenberg, von der «Langen Brücke» in Erschwil, vom Schloß Thierstein und Kloster Beinwil. Ihm folgten zur Zeit Goethes die Kunstmaler Peter Birmann, Perignon, Henzi, Villeneuve, Trachsler, Sigmund und später Anton Winterlin. Das Heimatmuseum Schwarzbubenland in Dornach drunten zeigt uns heute, wie die Schönheiten unserer Gegend von Basler Künstlern erfaßt worden sind.

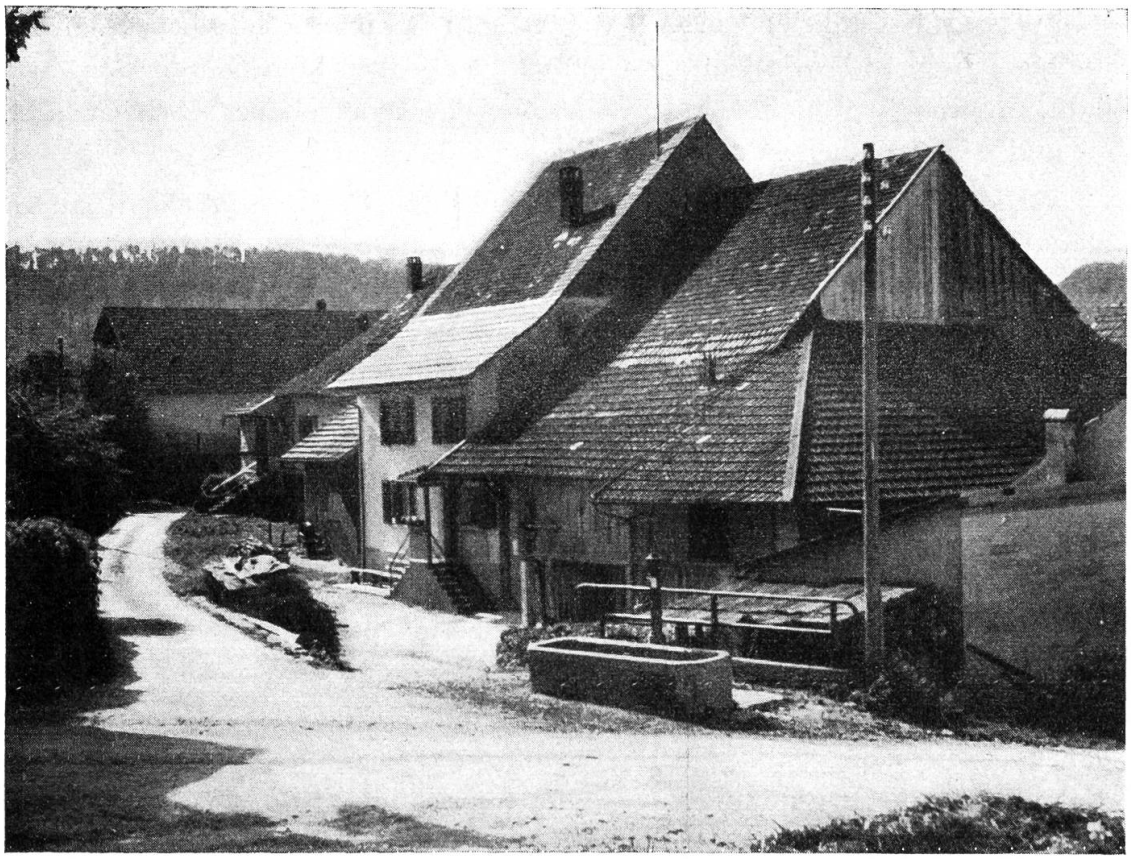
Vor fünfzig Jahren ist auch Fritz Baur auf seinen Wanderungen über die Berge und durch die Dörfer des Schwarzbubenlandes bis auf den Paßwang gestiegen und hat in seinem Büchlein «Die Umgebung von Basel» und im «Basler Jahrbuch» von den Schönheiten dieser Landschaft berichtet und uns von der interessanten Vergangenheit dieser Gegend erzählt, deren Zeugen in den vielen Burgen und Ruinen heute noch zu uns sprechen. Ist Fritz Baur nicht hier auf der ehemaligen Hochwacht gestanden, als er 1901 schrieb: «Im Winter liegt der Homberg meist über der Nebelschicht in der Sonne. Wenn nur die Wasserversorgung eine günstigere wäre, so würde vielleicht Himmelried und nicht Davos das baslerische Sanatorium erhalten haben.» Außer Winterlin hat später auch F. Dürrenberger das prachtvolle Panorama vom Paßwang von Säntis bis Mont Blanc gezeichnet. Und der Basler Forscher G. Burkhardt hat im Auftrag des Erziehungsdepartementes vor 25 Jahren seine dreibändige «Basler Heimatkunde» geschrieben. Eine Heimatkunde

von der Aare zum Rhein! Und vor Jahren, als die alte Solothurner Schulwandkarte ersetzt werden sollte, haben die Schwarzbuben gesagt: Die Grenze der Heimat der Fünftklässler liegt nicht in Arlesheim wie die alte Karte sagt; Basel und Liestal gehören auch zur Heimat unserer Jugend! Und die prachtvolle neue Kantonskarte hat den Heimatbegriff des Kantons erweitert auf Basel, Liestal, Aarau, Burgdorf und Biel. Die Basler Mutter hat den Schwarzbuben schon seit zweihundert Jahren zugerufen: «Ching, chum lueg dis Ländli a!» Solothurn, der Vater, hat die Schwarzbuben regiert und über den Paßwang die Förster und Landjäger geschickt. Und wenn ein Gesetz zur Abstimmung vorgelegt wurde, hat der Schwarzbube früher meistens Nein gesagt.

Der kritische Blick der Rauracher läßt sich von schönen Worten und begeisterten Aufrufen nicht blenden. Wie viele Eisenbahnen hätten seit hundert Jahren die abgelegenen Gegenden des Schwarzbubenlandes erschließen sollen: Pruntrut—Kleinlützel—Laufen; die Wasserfallenbahn; Rodersdorf—Therwil—Dornach; Basel—Hofstetten—Kleinlützel—Soyhières; die Zahnradbahn Dornach—Gempen; das Konkurrenzprojekt der Solothurn-Münsterbahn: Zwingen—Breitenbach—Erschwil—Mervelier—Herbetswil—Günsberg—Solothurn und die Lüßeltalbahn. Soviele Projekte, soviele Hoffnungen, soviele Enttäuschungen für die Schwarzbuben! Und weiter mußten sie auf den langen, staubigen, holprigen Straßen ins Tal hinunter, das sie nach Liestal oder Basel brachte. Oder viele zogen mit dem Rhein fort in fremde Länder, weil ihnen die Heimat keine Lebensexistenz bieten konnte.

Gewohnt, der harten Wirklichkeit offen ins Auge zu blicken, ziehen die Schwarzbuben an ihren Wohnhäusern das Dach nicht als schützenden Schermen über die Fenster hinunter. Der schmale Dachhimmel läßt die Sonne zuhinderst in die Stuben und Kammern scheinen. Doch sind die Fenster, welche von den Anhöhen in die Täler schauen, auch schutzlos dem prasselnden Regen, Sturm und Hagel ausgesetzt. Nur über Stall und Scheune zieht sich das geräumige Schärmendach für Vieh und Geräte tief herunter und ruht weit von der Hausmauer auf den Pfosten. Trotzig stehen die hohen Giebel ohne Abwalmung direkt bündig mit Dach und Giebelmauer da in Wind und Wetter. Und die kleinen Giebelfenster lugen herzhaft, ohne Zagen ins Land hinaus, wie eine Schildwache, die allzeit bereit ist. Keine gemütlichen Lauben führen rings um den ersten Stock unter vorspringendem Dach herum wie beim Berner Haus.

Angriffig, gibt der Schwarzbube schlagfertig ohne Bedenken seine Antwort. Gerad heraus, ohne Umschweife, wie der schnippische Bauer von Zullwil hinter dem Pflug dem Landvogt kurzangebunden Antwort gab, sich aber auch der bösen Hunde schlau zu erwehren wußte. Es ist nicht



Dorfpartie aus Himmelried
Photo Leo Gschwind

immer gut Kirschen essen mit ihnen. Auch der Flüh-Schmid wußte, wie es das Lied von Adrian von Arx erzählt, sich aus der Schlinge zu ziehen, als ihm der Oberamtmann vorgeworfen, er habe sich als Bischof ausgegeben, als er in der Kutsche nach Basel gefahren und dem dummen Volk mit seinen rußigen Händen noch den Segen gespendet:

«Mis Winke — glaubet mim Wort, i bitt —
Het numme bidüdet: Es isch e nit!»

Sind die Schwarzbuben ein besonderer Volksschlag? — Nein! Die Eigenart der Bevölkerung dieser zwei Bezirke ist das Produkt der geographischen, verkehrspolitischen Lage und des seltsamen staatspolitischen Werdens, wie es sich zwischen den Spannungsfeldern Solothurns an der Aare und Basels am Rhein im Lauf der Jahrhunderte ergab. Anderseits ist die Eigenart der Schwarzbuben, abgesehen vom raurachischen Temperament, das auch den Jurassiern und Baslern eigen ist, *die Besonderheit der ländlichen, bäuerischen Bevölkerung,* wie sie überall zu finden ist.

Was Professor Fritz Marbach vom Bauerncharakter sagt, gilt heute, nach dreißig Jahren Industrialisierung, noch von der großen Mehrheit der Schwarzbuben. Setzen wir im folgenden Zitat für das Wort «Bauer» Schwarzbube — und wir verstehen besser, was wir sagen möchten:

«Die Verbundenheit mit der Natur und ihren Gesetzen läßt den Bauern alles Wichtige außerhalb der Gesellschaft vermuten. Hier in der Natur ist ihm die Welt gegeben, was immer die Menschen im gesellschaftlichen Verbande ausknobeln mögen. Diese naturzugewandte Art des Bauern macht ihn geistig unabhängig, in sich gekehrt, selbstbewußt und oft bis ins Extreme individualistisch, dem Gesellschaftlichen abgewandt und dem positiven Recht nicht trauend. Das kaumbewußt traditionelle Denken vereinigt sich mit dieser individualistischen Haltung zu jener eigenartigen, kräftigen, manchmal vielleicht fast renitenten Geistesverfassung, die innerhalb der gesellschaftlichen Gruppe ihresgleichen nicht hat und die Bauernschaft daher psychologisch zu einer von allen andern differenten Gruppe macht. Aus diesem individalistischen Grundwesen des Bauern entspringt seine Haltung, die im Staat sehr oft nur den Plaggeist, nicht auch den Wohltäter erkennt. Der Bauer ist daher geneigt, die staatliche Intervention zu seinen Gunsten wohl anzunehmen, staatliche Bindungen, die ihm auferlegt werden, aber als bürokratisch-schikanös zu empfinden.» (Fritz Marbach, Theorie des Mittelstandes, S. 184.)

Die gesunde Eigenart des Bauerntums bringt der Stadt und auch dem Staat die notwendige Bluttransfusion, die der beste Schutz ist gegen die Arterienverkalkung, der die «gnädigen Herren und Obern» der alten Zeit schließlich erlagen. Die öffentliche Verwaltung der neuen Zeit ist auf diese Blutauffrischung vom Lande auch angewiesen, trotzdem sie von «Monsieur le Bureau» aus Prestigegründen oft bekämpft wird.

Der jahrhundertealte neuralgische Punkt der Schwarzbuben waren die schlechten Verkehrsverhältnisse und damit verknüpft die unmögliche Ausfuhr der Landesprodukte, die schlechte Verdienstmöglichkeit der Bevölkerung. Der Kampf gegen die Armut des Landes konnte nur erfolgreich geführt werden, wenn von den Haupttälern gute Straßen und Wege in die abgelegenen Dörfer erstellt wurden.

Das Land liegt im natürlichen wirtschaftlichen Einzugsgebiet der Stadt Basel. Von der Wasserscheide des Paßwangs blickte die Bevölkerung immer in der Richtung dieses natürlichen wirtschaftlichen Gefälles, ganz selbstverständlich nordwärts nach dem Rhein, nach der Handelsstadt Basel. Die staatspolitische Zersplitterung dieser Gegend hemmte während Jahrhunderten das Wirtschaftsleben. Die Weg- und Brückenzölle, die Einfuhr- und Aus-

fuhrverbote, die fremden Maße und Münzen, die bereits an der Grenze des Fürstbistums, in Laufen, Zwingen, Grellingen und Dornach als Barriere wirkten, erschwerten Handel und Verkehr.

Mißtrauisch betrachteten die Solothurner den Unternehmergeist, der sich von Basel aus im Schwarzbubenland betätigen wollte. Das hat der Basler Altenbach, der um 1520 das obrigkeitliche Lehen der Eisenschmelze in Erschwil betrieb, erfahren. Die Glaubensspaltung hat dann eine weitere Schranke zwischen Basel und dem Schwarzbubenland aufgerichtet. Kirchgemeinden, die über die Grenzen gingen, wurden getrennt. Das «Totenweglein» im Oristal erinnert heute noch, daß Lupsingen vor 1525 nach St. Pantaleon kirchgenössig war.

Das Schwarzbubenland litt in seiner wirtschaftlichen Entwicklung, bis Handel und Gewerbefreiheit nach 1848 eidgenössisch garantiert waren, sehr unter den Autarkiebestrebungen des Fürstbistums und der Kantone. Als die drei Landvögte von Dorneck, Gilgenberg und Thierstein 1781 berieten, was zur Milderung der Not und Armut der Birsvogteien getan werden könnte, sagte ihnen der Untervogt Johann Jecker von Büsserach: «Das beste Mittel wäre, wenn die gnädigen Herren *freyen Handel und Wandel,* außerhalb des Landes zu verkaufen, gnädigst gestatten würden!»

Langsam fielen die Schranken, sehr langsam verbesserten sich die Verkehrsverhältnisse. In der Eisenbahnpolitik wurde das Schwarzbubenland, wie wir schon festgestellt, als Stiefkind behandelt. Soviele Projekte — soviele Enttäuschungen!

Vor der Eröffnung der Juralinie ging Handel und Wandel andere Wege. Die alten Marktflecken des Landes um 1850 erzählen von der Wichtigkeit alter Verkehrsrouten. Von Bedeutung war die 1732 — nach dem zweiten Villmergerkrieg — beendete neue Paßwangstraße, deren militärische Aufgabe es war, französische katholische Hilfstruppen auf mit Frankreich befreundetem Boden möglichst rasch ins Aaretal zu bringen. Damals ist die viel bewunderte «Lange Brücke» gebaut worden. Erschwil wurde zum wichtigen Marktflecken, wo jährlich vier gutbesuchte Jahrmärkte abgehalten wurden. Breitenbach erhielt später auch das Recht für vier Märkte. Dornach war seit Jahrhunderten ein Marktort.

Von Bedeutung war die Querverbindung vom Elsaß nach dem Fricktal: Leymen—Laufen—Liestal. An dieser Straße lagen die Marktflecken Laufen mit 12 Monatsmärkten und Seewen mit jährlich drei Märkten. In Dornach sind um 1850 zwei Märkte abgehalten worden.

Treffpunkte waren seit Jahrhunderten auch die obrigkeitlichen Lehen der zwei Bäder Meltingen und Flüh. Das Bad Flüh war ein beliebter Ausflugs-

ort der Basler, wo Vergnügen und Tanzbelustigungen nicht verboten waren wie im sittenstrengen Basel.

Vergeblich stellten die Schwarzbuben vor Jahrzehnten das Begehren, daß außer der staatlichen Amtshäuser und Bezirksgefängnisse in Breitenbach und Dornach andere wichtige öffentliche Aufgaben, z. B. die Kantonale Landwirtschaftliche Winterschule, ins Schwarzbubenland verlegt werden sollen. Das Klostergut Mariastein wäre dazu sehr geeignet gewesen. Die abgelegenen Landschaften an der Birs fühlten den Pulsschlag des solothurnischen Herzens nur schwach. Die Verkehrsadern funktionierten zu umständlich. Erst die neue Zeit mit der Macht des Autos und dem Ausbau der neuen Paßwangstraße (1932) schuf die Möglichkeit, diese abgelegene Gegend rasch mit dem Herzen des Kantons in Verbindung zu bringen. Die Voraussetzung dazu war aber ein Straßenbaugesetz, das die Lasten für den Bau und Unterhalt der Autostraßen für die Gemeinden und den Staat gerecht verteilte. Das war seit Jahrzehnten der wunde Punkt. Daß hier nach gerechteren Grundsätzen vorgegangen wurde, verdanken wir unsern Nachbarn im Baselbiet. Die Tatsache, daß die Straße von Liestal bis nach Neu-Nuglar schön breit und staubfrei gepflegt, jenseits der Grenze auf Solothurner Boden schlecht, holperig und staubig war, gab uns Veranlassung, im Rathaus in Liestal die beiden kantonalen Straßenbaugesetze zu vergleichen. Die Antwort war eindeutig: «Selbstverständlich könnt ihr nicht so schöne Straßen haben wie wir im Baselbiet! Eure Straßen sind holperig wie euer neues Straßenbaugesetz vom Jahre 1928. An dieser Lastenverteilung für den Unterhalt auf den Kilometer haben nur wenige große Ortschaften mit wenig Straßenkilometern Freude!» — Wir haben damals festgestellt, daß die Landgemeinden des Schwarzbubenlandes, der Bezirke Thal und Bucheggberg nach diesem Gesetz übermäßig stark belastet wurden. Die Motionen Jean Furrer/Oliv Jeker und Achilles Brunner haben 1932 die sofortige Revision dieses Gesetzes veranlaßt.

Die Notwendigkeit des bessern Finanzausgleiches zwischen den steuerkräftigen Industrieortschaften und den armen Berg- und Vorortsgemeinden ist durch die großen Schwarzbubentagungen von Jungschwarzbubenland, organisiert 1937 in Büßerach und 1938 in Seewen, ins Volk hinausgetragen worden.

Die Schwarzbuben sind dankbar und anerkennen, daß der Vater Staat heute nicht nur Steuerzettel und Landjäger über den Paßwang schickt. In den letzten Jahren hat die Regierung auf Antrag des Baudirektors Otto Stampfli verständnisvoll viele Straßen ausgebaut. Wasserversorgungen sind verbessert, Wohnungen sind saniert worden. Die zwei Bezirksspitäler in Breitenbach und Dornach zeugen davon, daß der Staat sich im Schwarzbubenland auch als hilfreiche Mutter zeigt. Die wasserarmen Berggemeinden

Gempen, Hochwald und Himmelried haben an ihre modernen Wasserversorgungen mit Pumpwerken große Staatsbeiträge erhalten. Das Heimatmuseum des Schwarzbubenlandes konnte in Dornach drunten dank der begeisterten Hilfe und Unterstützung durch Landammann Dr. Oskar Stampfli 1949 eröffnet werden. In einer kurzen Autostunde fährt 1952 der neue Präsident des Kantonsrates, Ammann Emil Graber, Dornach, mit dem Präsidenten der Staatswirtschaftskommission, Kantonsrat Pius Stebler, von Nunningen über den Paßwang und bringt die Wünsche dieser Amtei, welche einen Viertel des Kantons umfaßt, direkt nach Solothurn.

Ueber die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse ist heute besonders die Berggemeinde Himmelried begeistert. Vor dreißig Jahren, als die gelbe Postkutsche durch das Postauto ersetzt wurde, mußte der Posthalter dieses Dorfes die Briefe und Pakete einige Jahre sogar in Grellingen abholen. Doch bald wurde die Straße verbreitert. Und heute fährt ein Postauto mit den Arbeitern und Arbeiterinnen, die im Birstal und in Basel in Stellung sind, jeden Abend auf den saubern, geräumigen Dorfplatz, wo am alten Dorfbrunnen die neu eingemeißelten Staats- und Gemeindewappen vom guten Einvernehmen von Kanton und Gemeinde Zeugnis ablegen.

Die Hochwacht auf dem Homberg hat seit 1527, als dieser «Lueg ins Land» auf Solothurner Boden zu einem Markstein der Schweizergrenze wurde, oft drohend «'s Für im Elsis» zünden gesehen. Wenn die Kriegsgewitter durch die Burgundische Pforte zogen und oft bis ins Birstal hinein brandeten, ist diese Hochwacht besetzt worden. Als die Schwaben 1499 Uli Kaisers Hof in der Raimatt drunten, wo der Seebach ins Büttenloch der Birs stürzt, anzündeten, leuchtete der Feuerschein auf dem Homberg droben. Als im 30-jährigen Krieg die Schweden brandschatzend durchs Birstal zogen, hat die Hochwacht ihre Rauch- oder Feuersignale weitergegeben. Am Ende des schrecklichen Krieges ertönte es am 12. November 1648 wie ein Friedensgeläute, als von allen Kirchtürmen des Lüssel- und Laufentales die Glocken ertönten. Was sollte es bedeuten? Die Mönche des Klosters Beinwil zogen in feierlicher Prozession von ihrem alten Kloster in Beinwil talwärts durch Erschwil—Büsserach—Breitenbach—Laufen über den Blauen ins neugegründete Kloster Mariastein. Die segensreiche Tätigkeit der Benediktiner wurde vom Beinwilertal nach dem Leimental verpflanzt.

Düstere Tage erlebte die Hochwacht, als Landvogt Surbeck auf Befehl von General Altermatt am 9. Januar 1798 die Hochwacht wieder besetzen ließ. Von hier mußte der Posten, bestehend aus einem Unteroffizier mit vier Füsilieren, die Verbindungen mit den Kommandanten der Schlösser Dorneck, Landvogt Gugger, Gilgenberg, Landvogt Tugginer, und Thierstein, Land-

vogt Surbeck, herstellen. Die Schwarzbuben haben am 1. März in Dornach und Büsserach blutig gekämpft und am Paßwang, beim Stucketenkäppeli auf dem Franzosenboden den Feind zurückgeschlagen. Es kam trotz diesem heldenhaften Einsatz am 2. März zum Zusammenbruch und zum Einmarsch der Franzosen in Solothurn. Der greise General Altermatt schrieb in seinem Bericht über die Unglückstage: «Eine Hauptschuld an dem tragischen Untergang trägt der Waffenstillstand vom 1. März, der von den Franzosen tags darauf gebrochen wurde. Nur die Posten auf dem Barschwang (Paßwang) und zu Dornach, die von einem solchen Abkommen wegen ihrer Entfernung nichts wußten, haben ihre Aufgabe in Ehren erfüllt.» Eine rühmliche Anerkennung, die aber nicht nur in den schlechten Verkehrsverhältnissen begründet ist; denn auf einsamen Posten, oft ohne Schulterschluß nach rechts oder links kämpfen, ausharren, gleichgültig ob Hilfe kommt, ob Anerkennung dankt, entspricht dem Charakter unseres Bergvölkleins, wo der Einzelne auf seinen Hof oder das einzelne Dorf seit Jahrhunderten auf sich selbst angewiesen ist. Selbst ist der Mann! entspricht der freiheitlichen Haltung der Schwarzbuben. Als ausgesprochener Individualist baut jeder sein Gärtlein selbst. Hier wächst kein Holz, aus dem Staatsroboter geschnitzt werden können. Blendende Schlagworte finden keine blinden Nachläufer. «I keim z'viel traue!» ist die Lebensregel des Schwarzbuben, der die Wetterwendigkeit der Versprechen gar oft erfahren hat. Je glänzender die Medaille, desto kritischer schaut er auf die Kehrseite der schönen Programme und Parolen! Dabei singen, jodeln die Burschen, wenn sie als gute Schützen den Lorbeerkranz heimtragen, am Arm des Schatzes gar frei und froh ins Land hinaus, wie damals, als sie noch mit einem Bund Beerichrättli oder dem Buttensack ins Guldental zogen. Wie vor vierhundert Jahren, so hört die Hochwacht heute noch jeden Morgen und Abend die Betzeitglocken von den schlichten Kirchtürmen und Kapellen auf den Höhen durchs Ländchen klingen. Sie erzählen vom frommen Sinn dieses eigenwilligen Völkleins zwischen Paßwang, Landskron und Gempenstollen

Und Josef Reinhart hat recht, wenn er dem Schwarzbub als Wegzehrung den Spruch mitgibt:

«Es Gärtli baue,
i keim z'viel traue,
d' Seel nit lo graue,
im Herrgott vertraue,
isch keine graue.»